

Michel de Vroey: Der Markt - von wegen einfach...

Zusammenfassung: Wieviel wissen wir eigentlich theoretisch gesichert über die Funktionsweise von Marktwirtschaften? Sehr wenig, wenn wir uns an die beiden dominanten Traditionen der ökonomischen Theoriebildung, Klassik und Neoklassik halten. Die Konfrontation der beiden Marktkonzepte anhand von vier Problemfeldern (Gleichgewicht, Einzelmarkt, Akteure und Koordinationsweise) zeigt, daß es keine theoretische Begründung für den gegenwärtigen Optimismus hinsichtlich der Überlegenheit von Märkten als Regulierungsform wirtschaftlicher Aktivitäten gibt.

Der Markt ist ein Thema, zu dem wir besonders von Ökonomen viel zu hören erwarten. Aber Erwartungen werden nicht immer erfüllt. Ich will die recht provozierende Ansicht vorstellen, daß die ökonomische Theorie seit Adam Smith kaum Fortschritte gemacht hat, was das Verständnis der Funktionsweise einer Marktwirtschaft anbelangt. Das ist sehr erstaunlich, da man bei äußerst wichtigen Fragen auf das Thema Markt stößt, Fragen etwa nach der Effizienz einer Marktwirtschaft, dem Vergleich mit anderen möglichen Systemen, ihren Eigenschaften, was die gesellschaftliche Wohlfahrt angeht usw. Im Grunde genommen geht es um die wesentliche Frage der Funktionsfähigkeit einer dezentralen Ökonomie: Wie kann ein System überleben und dazu noch effizient sein, wenn alle Entscheidungen unabhängig voneinander getroffen werden, d.h. ohne offene Koordination? Das Problem hat zwei Seiten. Zum einen geht es um ein »Gedankenexperiment«, das nur aus logischen Gründen zu falsifizieren ist, ein Diskussionsgegenstand, der dem rein intellektuellen Interesse dient, das es selbst bei Leuten geben kann, die womöglich nicht in einer Marktwirtschaft leben. Zum anderen enthält ein derartiges Gedankenexperiment für diejenigen, die in einer solchen Wirtschaftsform leben, wie für jene, die dies nicht tun, eine entscheidende politische Dimension. Die Schlußfolgerungen aus dem Experiment werden normalerweise im Streit über eine ideale ökonomische Organisationsform eingesetzt.

Mein Thema ist somit von der denkbar allgemeinsten Art. Die Frage, die ich angehe, lautet: Welches Bild malt sich die ökonomische Theorie von der Marktökonomie. Um diese allgemeine Frage zu beantworten, werde ich mich auf drei Aspekte konzentrieren: die Funktionsweise eines einzelnen Marktes, die Vorstellungen von den ökonomischen Akteuren (den Teilnehmern an einer solchen Ökonomie) und die Koordination der dezentralen Entscheidungen. Da die ökonomische Theorie nicht vereinheitlicht ist, wird keine einheitliche Antwort zu erwarten sein. Im folgenden werde ich mein Augenmerk auf die beiden fundamentalen

ökonomischen Paradigmen beschränken, das klassische (in das die marxistische Theorie eingebettet ist) und das neoklassische. Es geht mir also, zum guten oder schlechten, um eine Diskussion von Begriffen und Definitionen, und dies in vergleichender Absicht. Sie ist in vier Abschnitte geteilt. Der erste beschäftigt sich mit der zentralen Unterscheidung zwischen der Frage nach der Existenz des Gleichgewichts und der nach dem Prozeß, durch den es erreicht wird. Die anderen Abschnitte befassen sich jeweils mit den eben erwähnten drei Gesichtspunkten, dem einzelnen Markt, den Akteuren und der Koordination.

1. Existenz und Prozeß

Da der Begriff der Funktionsfähigkeit ziemlich vage ist, muß ein handlicherer Gegenstand der Analyse gewählt werden, und die Alternative, die den Ökonomen inzwischen zur zweiten Natur geworden ist, findet sich mit dem Begriff des Gleichgewichts. Die Frage lautet dann: Unter welchen Bedingungen ist in einer dezentralen Ökonomie ein Gleichgewicht möglich? »Bedingungen der Möglichkeit des Gleichgewichts« wiederum kann auf zweierlei Weise verstanden werden, da man zwischen logischer und realer Möglichkeit unterscheiden kann. Von daher können zwei Forschungsrichtungen unterschieden werden. In der ersten haben die Untersuchungen das Ziel, sich der logischen Denkbarekeit von Gleichgewichtszuständen zu vergewissern, ein Problem, das als Bestimmung der Gleichgewichtspreise bezeichnet wird. All dies kann erledigt werden, ohne die Frage zu erörtern, auf welche Weise Gleichgewichtszustände erreicht werden, also das, was im allgemeinen als Preisbildung bezeichnet wird. Damit beschäftigt sich die zweite Forschungsrichtung. Hier wird der gesellschaftliche Prozeß, die Interaktion der Handelnden untersucht, durch die Gleichgewichtszustände erreicht werden: Wie kommt die Wirtschaft zu Gleichgewichtsgrößen, vorausgesetzt die ökonomischen Akteure handeln autonom je für sich, ohne daß sie die Informationen eines allwissenden Modellkonstruktors haben?

Nun werden diese beiden Begriffe, *Preisbestimmung* und *Preisbildung*, oft verwechselt. Während sich der erste auf die logische Existenz von Gleichgewichtsgrößen bezieht, geht es beim zweiten um den interaktiven Prozeß, durch den ein Gleichgewicht erlangt wird. Ich möchte die Bedeutung dieser Unterscheidung aufzeigen, indem ich sie aus einem recht ungewöhnlichen Blickwinkel darstelle und das Augenmerk auf die Konsequenzen dieser Unterscheidung hinsichtlich der Verteilung des Wissens richte (damit greife ich eine zuerst von Hayek eröffnete Perspektive auf). Man kann zwischen zwei Standpunkten unterscheiden, dem des Ökonomen oder Theoretikers und dem der ökonomischen Akteure. So gesehen ist die Preisbestimmung ein Gegenstand der Erkenntnis für den Ökonomen, aber nicht für den ökonomischen Akteur. Andererseits ist die Preisbildung eine Sache des Handelns für ökonomische Akteure, wobei dieses Handeln auch ein Erkenntnisgegenstand für den Ökonomen ist. Der kollektive Theoretiker, wie wir eine

wissenschaftliche Gemeinschaft nennen können, muß als ein intellektueller Schöpfer gesehen werden. Sein Verhältnis zur ökonomischen Theorie und zu deren Modellen kann mit dem eines Schriftstellers zu seiner eigenen Schöpfung oder Dichtung verglichen werden. Wie der Romanautor den Handlungsfaden seines Romans sozusagen von oben kennt, hat der Ökonom eine Gesamtansicht der Ökonomie, zu deren Erzeugung er beigetragen hat. Aus eben diesem Grund gehört er selbst nicht zur Ökonomie. Er sieht sie von außen, von oben. Im Hinblick auf die ökonomischen Akteure und die Ökonomie, die sie bilden, verhält er sich wie Gott gegenüber seinen Geschöpfen und seiner von ihm geschaffenen Welt. Er ist allwissend. Er kennt ihre Ziele und Präferenzen. Daher ist es für ihn nicht schwierig, Gleichgewichtsgrößen zu berechnen, als Lösung eines mehr oder weniger einfachen mathematischen Problems. Das ist in der Tat, was Ökonomen tun. Ihre Beschränktheit besteht nun darin, daß sie die Sache dabei belassen, als ob ihre Aufgabe nichts weiter als diese Berechnung umfassen würde. Die Preisbildung ist aber etwas ganz anderes. Sie ist das Ergebnis der Handlungen ökonomischer Akteure in Anbetracht der Tatsache, daß ihnen die Gesamtansicht der Ökonomie nicht gewährt ist. Vermittels welcher gesellschaftlicher Prozesse werden die Gleichgewichtsgrößen (deren potentielle Existenz der Theoretiker kennt) erreicht? Die Berechnung des Gleichgewichts (eine Aufgabe, die der Ökonom lösen muß) und die Modellierung des endogenen Prozesses, mittels dessen das Gleichgewicht erreicht wird (ein Prozeß, der in der fiktiven Ökonomie stattfinden muß, die die Theoretiker geschaffen haben) sind somit ganz unterschiedliche Probleme. Sicherlich verdienen nun beide Probleme Aufmerksamkeit, die ihnen aber keineswegs zuteil wird. Wie wir sehen werden, besteht die Schwäche der Ökonomen, wenn es um das Verstehen von Märkten geht, genau darin, daß sie stark sind, was die Frage der Preisbestimmung anbelangt, aber sehr schwach, wenn es um die Preisbildung geht.

Ich wende mich nun einer Einschätzung der klassischen und der neoklassischen Sichtweise des Marktes zu.

2. Der einzelne Markt

Man sollte denken, daß die Darstellung eines einzelnen Marktes für Ökonomen eine einfache Sache ist. Selbst diejenigen, die nur wenig von Ökonomie wissen, haben vom Gesetz von Angebot und Nachfrage gehört, angeblich der Grundstein der ökonomischen Theorie. Aber es ist schlicht nicht wahr, daß dieses Gesetz vollständig geklärt ist. Man muß sich erstens darüber im klaren sein, daß es zwischen klassischen und neoklassischen Theorien schwerwiegende Unterschiede in dessen Verständnis gibt und zweitens, daß beide Erklärungen Mängel haben.

Die klassische Analyse von Märkten trifft eine grundlegende Unterscheidung zwischen natürlichen Ressourcen und produzierten Gütern, aber vor allem letzteren gilt ihre Aufmerksamkeit. Sie werden als Güter aufgefaßt, die mit dem Zweck, sie

zu tauschen, produziert wurden. Die Eigenheit der klassischen Sicht besteht darin, daß Angebot und Nachfrage nicht ebenbürtig sind, daß die Produktion angeblich der Nachfrage vorausgeht. Güter existieren physisch, bevor sie auf den Märkten angeboten werden. Daher werden Mengen und Preise nicht gleichzeitig bestimmt, sondern nacheinander festgelegt. Mengen sind notwendigerweise die unabhängige Variable, Preise die abhängige. Kein Wunder daher, daß die Angebotsseite von Märkten mehr Aufmerksamkeit erhält. Nichts in dieser Darstellung hindert daran, sich Tauschakte als wechselseitige vorzustellen, was wiederum gut in unsere Wahrnehmung der Realität passt. Desgleichen ist es ganz normal, daß den Anbietern hier die führende Rolle bei der Preisbildung zukommt. Sie zeigen eine Preisliste vor, auf die die Nachfrager reagieren. Je nach diesen Reaktionen ändern sich die Preise nach oben oder unten. Marktpreise sind einheitlich, sofern die Bedingungen dieselben sind. Man kann sich eine Welt mit einer Myriade wechselseitiger Tauschgeschäfte vorstellen, die alle zu unterschiedlichen Preisen stattfinden, aber zu einer einheitlichen Gleichgewichtslage hintendieren.

Gemäß dieser Sicht wird Gleichgewicht als zweigleisiger Begriff verstanden, gespalten in zwei Bedeutungen und zwei Anwendungsebenen. Einerseits könnte man sagen, daß ein Gleichgewicht immer erreicht wird, insofern Transaktionen nur an den Schnittpunkten der Angebots- und Nachfragekurven stattfinden. Aber andererseits kann eine solche Übereinstimmung von Angebot und Nachfrage aus einer anderen, angeblich tieferen Sicht, die sich auf »natürliche Bedingungen« oder den Wert richtet, als Ungleichgewicht betrachtet werden. Dies wäre immer dann der Fall, wenn sich die Marktpreise von den sog. natürlichen Preisen unterscheiden. »Tausch im Ungleichgewicht« ist daher in einer klassischen Welt denkbar, wobei ein Auseinanderfallen von natürlichen und von Marktpreisen unterstellt ist. Zu beachten ist, daß auch in einem solchen Fall Angebot und Nachfrage einander angeglichen sind, der Preis sich aber vom natürlichen Preis unterscheidet. Wenn der natürliche Preis sich nicht einstellt, ist dies genau deshalb der Fall, weil bei diesem Preis Angebot und Nachfrage auseinanderfallen würden.

Ich komme nun zur neoklassischen Theorie in ihrer walrasianischen Version. Am Beispiel Walras können wir sehen, daß sie in mehreren Stufen vorgeht. Man beginnt bei der Untersuchung einer Tauschökonomie, um sich danach der Produktionsökonomie zuzuwenden. Für die Tauschökonomie sind, wie in der klassischen Welt, die Güter bereits vorhanden. Allerdings werden sie als Anfangsausstattung der Wirtschaftsakteure begriffen. Nichts wird über ihre Natur gesagt, seien sie nun produziert oder nicht. Die Akteure verfügen also über Ressourcen und das Problem, das sie zu lösen haben, ist, ob sie die Güter oder Dienstleistungen behalten wollen, um sie selbst zu konsumieren oder ob sie sie in bestimmbar Relationen gegen andere Güter oder Dienstleistungen austauschen. Auch was die Produktion anbelangt, ist der Unterschied zur Klassik schlagend. Um den Kontrast zwischen neoklassischem und klassischem Verständnis der Produktion zu verdeutlichen, mag eine Analogie nützlich sein. Um den klassischen Gedanken zu illustrieren, stellen wir uns den Verkauf eines bestehenden Hauses (sei es nun alt oder neu)

vor. Die Kosten sind schon angefallen. Für den Verkäufer geht es darum, seine Ausgaben zurückzubekommen, plus einem Rest - dem Profit. Da er aber irreversibel gebunden ist, könnte er sich auch einen Verlust einhandeln. Um die neoklassische Vorstellung von der Produktion zu illustrieren, müssen wir uns hingegen einen Makler denken, der Häuser auf dem Reißbrett anbietet. Während der Verhandlungen mit potentiellen Käufern wird das Haus noch nicht gebaut. Es ist ein bloßes Vorhaben (denken wir uns der Einfachheit halber fixe oder allgemeine Betriebskosten des Maklers weg). Hier findet die Produktion nur auf Bestellung statt. Als physische Handlung beginnt sie erst, nachdem der Kaufvertrag abgeschlossen ist. Verluste sind so nicht denkbar, zumal die Produktion nur noch als technischer Vorgang gilt. Ein klassischer Produzent fragt sich dagegen: Jetzt, wo ich mich unauflöslich gebunden habe, wird der Wert meiner Unternehmungen am Ende durch den Markt anerkannt? Dagegen stellt sich dem neoklassischen Produzenten das Problem: Soll ich mit der Produktion beginnen, jetzt da ich weiß, daß diese Entscheidung gemeinsam mit denjenigen Entscheidungen all der andern getroffen wird, die meiner Entscheidung Wert verleihen? Hier können keine Überraschungen passieren. Im klassischen Fall erfolgt die Absegnung der Entscheidung im Nachhinein, im neoklassischen Fall vorher.

In der neoklassischen Sicht haben Nachfrage und Angebot denselben Angelpunkt, wie die beiden Schneiden von Marshalls Schere. Beide beziehen sich auf Vorhaben, auf mentale Schemata, die (aber nur als Möglichkeiten) in den Köpfen der Händler existieren. Diese Vorhaben drücken die optimale Marktstrategien der Akteure aus, über die sie bereits vor dem Eintritt in den Markt entschieden haben und an die sie sich während der Preisbildung halten werden, da sie auf der Berücksichtigung aller möglichen Weltzustände beruhen, wie sie in Preisgrößen zusammengefaßt sind. Mit anderen Worten, während der Preisbildung werden sie sich entlang ihrer Kurven bewegen, deren Lage aber nicht verändern. Preise und Mengen werden gemeinsam festgelegt. Deshalb läßt sich die klassische Sequenz von Produktion und deren anschließender Bewährung im Tausch in der Neoklassik nicht aufrechterhalten.

Wir sind nun in der Lage, den Unterschied zwischen den beiden Paradigmen besser zu verstehen. Es geht weniger darum, wie oft von ihren Kritikern behauptet wird, daß die neoklassische Theorie sich nicht mit der Produktion beschäftigt, sondern eher darum, daß sie Produktions- und Tauschentscheidungen als simultane Vorgänge betrachtet, als Bestandteile einer einzigen mehrseitigen Entscheidung. In klassischer Sicht hingegen handelt es sich um zwei getrennte Entscheidungen zu unterschiedlichen Zeitpunkten, wobei die Produktionsentscheidung vorangeht.

In der klassischen Sicht war das Gleichgewichtskonzept ebenso zentral wie in der neoklassischen, aber nun ist daraus eine einheitliche, die Totalität einer Ökonomie beschreibende Kategorie geworden. Daher passen Aussagen über Situationen, die in der einen Hinsicht im Gleichgewicht sind und in der andern im Ungleichgewicht, nicht mehr ins Weltbild der Neoklassik, zumindest nicht in deren grundle-

gendste Modelle. Der Begriff des Gleichgewichts hat axiomatischen Charakter. Die neoklassische Theorie kann von ihrem Grundgerüst her keine Situationen entwerfen, in denen Ungleichgewicht besteht. Dies ist erst vor kurzem erkannt worden, nach dem Aufleben neuer klassischer Ansichten. Diese Renaissance klassischer Fragen ist ein Zeichen dafür, daß auch die meisten neoklassischen Ökonomen nicht vollständig mit der klassischen Vorstellung vom Gleichgewicht gebrochen hatten, die in der Tat unserer Intuition besser entspricht.

Ein Aspekt, der der neoklassischen wie der klassischen Theorie gemeinsam ist, verdient, wie oben bemerkt, eine nähere Betrachtung: die Preisbildung oder der Prozeß, durch den Gleichgewichtsgrößen effektiv erreicht werden. »Marktkräfte« sorgen für diesen Prozeß, so wird die übliche Antwort lauten. Aber das ist keine gute Antwort. »Marktkräfte« sind keine Akteure und auf dem Boden des methodologischen Individualismus braucht man hinter jeglicher »Kraft« Individuen. Daher müssen wir präzisieren, wer die Akteure sind, die diese Kräfte einsetzen. Die Rätselfrage, um die es hier geht, ist wohlbekannt und wird zugleich vernachlässigt. Sofern Angebots- und Nachfragekurven auf der Prämisse beruhen, daß Akteure Preisnehmer sind (die gegebene Preise akzeptieren und nicht spürbar durch ihr eigenes Handeln beeinflussen können), wer macht dann die Preise? Wenn alle Akteure Preisnehmer sind, wer legt die Preise fest und ändert sie? Die Schwierigkeit besteht darin, zu wissen, wie man sich die Organisation des Handels vorstellen soll. Ein Blick in mikroökonomische Lehrbücher zeigt deutlich, daß die Autoren sich sehr oft damit zufrieden geben, zu versichern, daß das Gleichgewicht am Schnittpunkt der Angebots- und Nachfragekurven eintritt. Die Schwierigkeit tritt dann schlagend auf, wenn man eine Situation beschreiben will, in der das Gesetz des einheitlichen Preises, demgemäß auf dem Markt für ein Gut nur ein Preis gelten soll, herrscht und zugleich annimmt, daß die Ökonomie bei Null anfängt (und nicht die traditionelle statisch vergleichende Annahme macht, daß das Gleichgewicht schon existiert, aber leicht gestört ist).

Ein früher und klassischer Versuch, die Frage der Preisbildung zu klären, ist vor einem Jahrhundert von Alfred Marshall unternommen worden, im bekannten 2. Kapitel von Buch V seiner *Principles* (1930). Marshall benutzt das Beispiel eines täglich stattfindenden Weizenmarkts in einer Kleinstadt.

Diese Analyse, obwohl brilliant und schön geschrieben, ist unzureichend und könnte als gutes Beispiel für jene Verwechslung und Vermischung der Standpunkte des Ökonomen und des Akteurs betrachtet werden, die ich oben kritisiert habe. Marshall fängt damit an, daß er den Gleichgewichtspreis ableitet, wie er aus Angebot und Nachfrage resultiert. Dies ist das »von oben« sichtbare Resultat, wie gesagt ein Erkenntnisgegenstand, wenn nicht eine Erfindung des Ökonomen. Die nächste Stufe besteht darin, die Preisbildung darzustellen. Zunächst nimmt Marshall - aber nur implizit - an, daß die Akteure jene Gleichgewichtsgrößen schon kennen (vermutlich, weil sie am Ende des vorherigen Tauschtages erreicht wurden). Wenn dies der Fall ist, läßt sich das Problem der Preisbildung leicht lösen. Alle Verkäufer würden gerne über dem Gleichgewichtspreis abschließen, alle

Käufer darunter, sie müssen sich in Kompromissen treffen. Daher wird es keine Transaktionen geben, die von diesem Gleichgewichtspreis abweichen. Man muß Marshall zugute halten, daß ihm die Tatsache klar war, wie unhaltbar seine Annahme war, und daß er sie dann auch fallen läßt. Er nimmt in der Folge an, daß die eine Seite des Marktes Preise verkündet, während die andere diese Preise hinnimmt, wobei die Seite der Preismacher sich implizit als diskriminierender Monopolist verhält. (Implizit nimmt er an, daß eine Seite des Marktes aus Händlern besteht.) Nun finden Tauschakte zu »falschen« Preisen statt. Am Ende des Markttagess jedoch fällt der Preis der letzten Transaktion gerade mit dem Gleichgewichtspreis und der Umfang aller Transaktionen mit den Markträumungsanforderungen zusammen. Zwar sind Einkommensgewinne und -verluste aufgetreten, die auf die Tauschakte zu »falschen« Preisen zurückgehen, aber Marshall behauptet, sie könnten unter der Annahme vernachlässigt werden, daß die Ausgaben für Getreide nur einen kleinen Teil der Gesamtausgaben ausmachen.

Auf den ersten Blick erscheint eine solche Beschreibung gelungen und zufriedenstellend. Dennoch enthält sie einige Schwächen. Erstens wird das sogenannte Preisgesetz verletzt. Dasselbe Gut wird auf demselben Markt zu verschiedenen Preisen gehandelt. Zweitens nimmt Marshall an, daß der Grenznutzen von Geld konstant ist und daß die Einkommenseffekte vernachlässigt werden können. Streng genommen ist dies nicht richtig und die Veränderungen der Ausstattungsstruktur, die sich aus Tauschakten zu »falschen« Preisen ergeben, werden auf ungebührliche Weise vernachlässigt. Für mich betrifft die wesentliche Kritik allerdings die Frage der Information. Marshalls Ergebnis beruht vollständig auf einer Reihe von ad-hoc-Annahmen, nämlich daß am Ende des vorhergehenden Markttagess bereits einmal das Gleichgewicht erreicht worden ist, daß die Akteure dies wissen und daß die Bedingungen sich seither nicht verändert haben. Dank dieser Annahmen ist Marshall in der Lage, zu seinem Ausgangspunkt zurückzukehren, eben der Annahme, daß die Akteure die Gleichgewichtsgrößen kennen. Dies vorausgesetzt, wird die Preisbildung offensichtlich einfach. Aber es gibt keinen Grund, solche Annahmen zu machen, im Gegenteil. Eine Marktökonomie sollte eher als ein undurchsichtiges System mit privaten Informationen, nicht mit gemeinsamem Wissen der Teilnehmer betrachtet werden. Der Haken bei Marshall ist also, daß er den Akteuren Informationen zuschreibt, die normalerweise nur der allwissende Wissenschaftler besitzt, und daß er keinen Grund dafür angeben kann, warum die Akteure solche Informationen besitzen können.

Dies einmal festgestellt, sollte Marshall dennoch nicht allzu schlecht wegkommen. Denn es geht hier ganz sicher um ein schwieriges Problem und er hat es wenigstens aufgeworfen, während die nächste Generation von Ökonomen es lieber umgangen hat. Die meisten der sehr eindrucksvollen Entwicklungen in der Mikroökonomie betreffen die Frage nach der Existenz des Gleichgewichts und der Rationalität des Entscheidens, während die Prozezebene vernachlässigt geblieben ist. So wissen die Mikroökonomien über die Art und Weise, wie sich das Gleichgewicht in bestimmten Märkten einstellt, nicht viel zu sagen. Noch beunruhigen-

der ist, wie die meisten sich nicht einmal bewußt sind, daß ein solches ungelöstes Problem existiert. Die Frage, die sie gewöhnlich (und recht potent) angehen, lautet: Wie soll ein ökonomischer Akteur sich verhalten, um sich dem Bild eines rational maximierenden Homo oeconomicus anzugleichen? Entsprechende Erörterungen mögen als Voraussetzung für das Studium der Funktionsweise von Märkten betrachtet werden, aber sie beschäftigen sich nicht wirklich mit den Märkten selbst. Ihr implizites Ziel ist es, die Akteure vorzubereiten, bevor sie auf den Markt gehen. Man sollte die Prolegomena zu einer Theorie der Entscheidungen der Akteure, die das Bild einer mehr oder weniger perfekten Vereinbarkeit ihrer Entscheidungen zeichnet, nicht verwechseln mit der Theorie der Interaktion der Akteure. Um einen Vergleich mit dem Sport zu machen, was in der Kabine stattfindet, sollte man nicht durcheinanderbringen mit dem, was auf dem Spielfeld passiert. Die Mikroökonomie befaßt sich mit der Spielvorbereitung von Berufssportlern und nicht mit dem Spiel selbst.

Es gibt eine offensichtliche Lösung. Sie besteht darin, einen außenstehenden Akteur einzuführen, den Auktionator oder Marktleiter, dessen Rolle genau darin besteht, Preisanpassungen durchzusetzen, indem er Preise bekanntgibt, die entsprechenden Angebote und Nachfragen registriert, gleichwohl die Transaktionen aufhält und die Preise solange ändert, bis die Anpassung vollendet ist. Das Auktionator-Modell hat einige Bezüge zur Realität, zu Börsen oder Auktionsmärkten, aber sind sie repräsentativ? Kann gesagt werden, daß sie die Funktion des Marktes optimieren? Ich werde auf die Implikationen einer solchen Annahme eingehen, wenn ich die Koordinationsfrage erörtere.

3. Akteure

Welches Bild der ökonomischen Akteure zeichnet uns das klassische Paradigma? Bestimmt ein impressionistisches, denn damals fand ökonomische Theoriebildung noch im Rahmen der Alltagssprache statt. Wir müssen also ein wenig entschlüsseln. Zwei Aspekte scheinen betonenswert, erstens die Vorstellung des Homo oeconomicus und zweitens das Bild einer Gesellschaft, die in Klassen geteilt ist. Ein Porträt eigennütziger ökonomischer Akteure findet sich vor allem bei Adam Smith. Wie er so schön schreibt, erwarten wir vom Bäcker gutes Brot nicht wegen seines Altruismus, vielmehr aus seinem Eigeninteresse. So sehen die klassischen Ökonomen die Menschen als autonom Entscheidende, die Ziele verfolgen und eigennützig sind. Zu beachten ist, daß der Begriff des Entscheidungen fällenden Akteurs den der Freiheit mit sich zieht. Hier ist im Kern schon enthalten, was später im neoklassischen Denken sehr viel stärker entwickelt ist, nämlich Rationalität, Zielgerichtetheit und Nutzenstreben. In dieser Hinsicht haben wir es mit einer deutlichen Kontinuität von klassischem und neoklassischem Denken zu tun. Smith zufolge braucht eine solches Menschenbild nicht zu düsteren Schlußfolgerungen zu führen. Jene Eigenschaften mögen von einem moralischen Standpunkt

aus bedauernswert sein, aus ökonomischer Sicht sind sie es nicht. Im Gegenteil, sie führen zu wirtschaftlicher Entwicklung und steigern den allgemeinen Reichtum.

Der zweite Aspekt besteht in der Darstellung der Gesellschaft als Klassengesellschaft. Die Akteure werden zu Klassen zusammengefaßt und die Gesellschaft gilt als aus Klassen zusammengesetzt. Daraus folgt eine klargeschnittene Rollenaufteilung, bei der den Akteuren sich jeweils ausschließende Klasseneigenschaften zugeschrieben werden. Für die klassischen Ökonomen schien die Existenz von Klassen eine ausgemachte Sache zu sein, eine beobachtbare Tatsache, obwohl es natürlich einen scharfen Gegensatz bei deren Interpretation gab zwischen Autoren wie Marx, die die Abschaffung der Klassen wollten, und jenen unter seinen Vorgängern, die die Klassenspaltung als normalen oder natürlichen Umstand hinnahmen, gegen den nichts getan werden konnte. Der Begriff der Klassenstruktur allerdings ist keineswegs klar. Einerseits kann er sich auf eine bestimmte Ausstattungsstruktur beziehen, dergestalt daß zwar alle Akteure mit Arbeitskraft ausgestattet sind, der Besitz anderer Ausstattungen aber beschränkt ist: Die Arbeiterklasse hat einfach keine anderen Ausstattungen als die Arbeitskraft (man kann aber auch hier von Akteuren mit einer Ausstattung reden), die Landbesitzer haben nur Land und die Kapitalisten Kapital. Was die klassischen Ökonomen beschreiben, ist also das eine Extrem eines Kontinuums. Andererseits bezieht sich der Klassenbegriff auf eine Verteilung von Fähigkeiten zur Handlungsinitiative, also auf eine Unterscheidung zwischen Kapitalisten, die fähig sind, eine Produktion anzufangen, und anderen Akteuren, die in dieser Hinsicht passiv sind. Marx' Begriff des Proletariats oder, um einen weniger altmodischen Ausdruck zu gebrauchen, der Begriff des »lohnabhängigen Akteurs« (vgl. De Vroey 1990a), folgt aus diesem zweiten Merkmal. Da den Lohnarbeitern alle Mittel entzogen sind, um auf sich selbst gestellt zu überleben und zu produzieren, sind sie davon abhängig, daß sie von Kapitalisten angeheuert werden, um an der Produktion teilzuhaben und sozial integriert zu werden. Haben sie einmal einen Arbeitsplatz, nehmen sie auch, im Rahmen ihres Lohns, in vollem Umfang am Eden des Tauschs teil und müssen als freie Marktteilnehmer betrachtet werden. Die resultierende Spannung zwischen dem Bild eines Lohnarbeiters als Homo oeconomicus und als Proletariat macht Marx sehr deutlich, aber sie findet sich auch schon in den Schriften seiner klassischen Vorgänger. Man könnte sogar behaupten, daß sie bei letzteren noch stärker vorhanden ist, da sie einer ökonomischen Betrachtungsweise der Bevölkerung anhängen, die von Marx fallengelassen wird. Erinnern wir uns, daß für diese Autoren die Bevölkerung eine endogene Variable ist, während der Reallohn exogen bestimmt wird, was natürlich das Gegenteil der modernen Sichtweisen darstellt. Man nahm an, daß ein Reallohnkorb entsprechend den Subsistenzbedürfnissen existiere. Überschreitet der Reallohn dieses Maß, nimmt die Bevölkerung zu (oder die Sterblichkeit ab); das Gegenteil geschieht im umgekehrten Fall. So wird Arbeitskraft als natürliche Ressource betrachtet, die Änderungen der Bevölkerungsgröße werden fast automatisch als endogene Variable definiert. Von daher

gibt es einen Widerspruch zwischen dem Status als ökonomischem Subjekt und freiem Kontraktor, der den Lohnarbeitern zugeschrieben wird (ebenso wie allen anderen Mitgliedern der Gesellschaft) und dieser anderen Charakterisierung.

Ich komme nun zur *neoklassischen* Darstellung der ökonomischen Akteure. Wie gesagt, handelt es sich um eine Erweiterung der zuvor von Adam Smith vertretenen Ansichten, wobei der wesentliche Unterschied in der Stringenz und im Niveau der Ausarbeitung besteht. Die beiden Säulen dieser Konzeption sind Rationalität und Freiheit. Ökonomen könnten als »rationalitätsstüchtig« betrachtet werden, aber tatsächlich unterscheiden sie sich hierin nicht so sehr von anderen Sozialwissenschaftlern. Viele Mißverständnisse resultieren aus der Interpretation von 'Nutzen' als dem Ziel, das von den ökonomischen Akteuren angeblich verfolgt wird. An Anlaß zu Aufregung bleibt wenig, wenn einmal erkannt ist, daß dieser Begriff keinen Gehalt hat - weil alle möglichen Ziele, Konformismus und Altruismus eingeschlossen, mit der Annahme von Rationalität vereinbar sind. Nur Firmen erhalten ein substantielles Ziel: das Streben nach Profit, aber auch an dessen Stelle könnte etwas anderes treten. Darüberhinaus ist für das neoklassische Bild der Akteure die Annahme wichtig, daß die Akteure Absichten haben und über eine vollständige Marktstrategie verfügen, daß sie alle Möglichkeiten ins Auge fassen und fähig sind, sie in eine Rangordnung zu bringen. Sie wissen genau, was sie wollen. Fragwürdig ist ebenfalls der Optimierungsgedanke, die Ansicht, wonach die Akteure in der Verfolgung ihrer Ziele bis zur äußersten Grenze gehen und nicht an einer bestimmten Schwelle aufhören. Während die Annahme einer prozeduralen oder hinreichenden Rationalität von einem realistischen Standpunkt eindeutig vorzuziehen wäre, wird Optimierung wohl deshalb bevorzugt, weil Optimierungskalküle handhabbarer sind. Daher lauten die schlagendsten Argumente zugunsten von Rationalität, wie sie etwa von Hahn (1984, S.2) vorgebracht werden, daß es keine befriedigenderen Alternativen gebe.

Während Rationalität, wenn es um die Diskussion der Eigenschaften von Akteuren geht, das meistbetonte Merkmal ist, halte ich Freiheit für ebenso wichtig. Per Definition muß ein Markt oder eine dezentrale Ökonomie ein freies System sein, das durch freie Vertragsvereinbarungen gekennzeichnet ist. Dies hat nun weitreichende Konsequenzen. Natürlich muß gesehen werden, daß Freiheit zu Frustration führen und unerwünschte Folgen mit sich bringen kann. Es muß auch gesehen werden, daß sie nichts mit Gleichheit zu tun hat, etwa bei der Verteilung der Ausstattungen, und daß die Freiheit einer Person durch die Freiheit anderer begrenzt ist. Aber trotz ihrer Bedeutung berühren diese Umstände nicht die wesentlichen Konsequenzen der Freiheitsannahme, nämlich daß, was immer auch beobachtet wird, als Ergebnis eines Wahlaktes interpretiert werden muß. Wenn eine Handlung, wie unerwünscht sie auch sein mag, vollzogen wird, heißt dies ipso facto, daß sie gegenüber Alternativen den Vorzug erhält. Daher müssen alle Tauschakte, ebenso wie der Verzicht zu tauschen, vom methodischen Prinzip her als freiwillig betrachtet werden. Unfreiwilligkeit und Freiheit sind zwei antagonistische Vorstellungen. Denken Sie an den oft gebrauchten Begriff der unfreiwilligen Ar-

beitslosigkeit, um sich die Wirkung dieser Sichtweise klarzumachen. Er liegt eindeutig quer zur Freiheitsannahme. Wenn man einen entsprechenden Standpunkt vertreten will, muß die Beweislast bei jenen liegen, die eine solche Behauptung aufstellen, da es sich um eine dem wesentlichen Merkmal des Systems zuwiderlaufende Unterscheidung handelt.

Schlußfolgerungen sollten allerdings nicht allzu schnell gezogen werden. Zwar läßt sich zeigen, daß die neoklassische Theorie von der Auffassung ausgeht, eine dezentralisierte Ökonomie sei eine homogene Gesellschaft, insofern alle Akteure, trotz unterschiedlicher Ausstattungen, denselben Status als wählende und formell freie innehaben. Im Prinzip hindert aber nichts daran, auf späteren Stufen der theoretischen Entwicklung von dieser Ansicht abzugehen.

Welcher Raum bleibt für eine klassentheoretische Sicht im neoklassischen Rahmen? Ist die verbreitete Ansicht, daß es keinen solchen Raum gibt, richtig? Meiner Auffassung nach ist eine nuanciertere Antwort angebracht. Rufen wir uns die beiden oben dargestellten Interpretationen der Klassenteilung ins Gedächtnis. Die erste - eine spezialisierte oder polarisierte Verteilung der Ausstattungen - wirft keine grundsätzlichen Einwände auf, sondern empirische. Für die neoklassische Theorie ist das klassische Bild der Klassenlagen als Folge von Ausstattungsverteilungen ein spezieller und besonderer Fall. Als solcher kann er ohne störende Schlußfolgerungen ins walrasianische Gleichgewichtskonzept integriert werden. Dagegen würden neoklassische Theoretiker vielleicht das Argument vorbringen, daß es keinen Sinn macht, eine solch spezielle Verteilung zu privilegieren, besonders was heutige Gesellschaften angeht. Nach der zweiten Interpretation von Klassen sind die Proletarier dadurch charakterisiert, daß sie nicht in der Lage sind, auf sich selbst gestellt zu produzieren. Deshalb müssen sie ihre Arbeitskraft verkaufen, um zu überleben. Ist dieser Gedanke in der neoklassischen Theorie zulässig? Meine Antwort ist, daß er bisher nicht zugelassen worden ist, aber daß dies wiederum nicht eine Frage des Prinzips ist, daß man sich also, trotz einer Reihe von Hindernissen, künftige theoretische Entwicklungen vorstellen könnte, in denen dieser Gedanke eine Rolle spielt. Ein Hindernis ist, daß der Gedanke zwar gut in die - oben beschriebene - klassische Vorstellung der Produktion paßt, aber nicht in die neoklassische. Denn sie führt zu dem Schluß, daß die Entscheidungen einer Stufenfolge gehorchen, wobei die Produktion der Konsumtion vorausgeht und nicht, daß beide Aktivitäten, wie in der neoklassischen Theorie angenommen, ko-determiniert sind. Die zweite Interpretation des Klassenkonzepts impliziert auch, daß einige Entscheidungen, nämlich jene, die ökonomische Kreisläufe eröffnen, also die Investitionsentscheidungen, mehr Gewicht haben als andere, etwa den Konsum betreffende, während die neoklassische Darstellung alle Entscheidungen demselben Angelpunkt zuordnet. Ein zweites Hindernis ist, daß dieser Klassenbegriff der Freiheitsannahme zuwiderläuft, da Marx' Behauptung lautet, daß Proletarier zumindest in mancher Hinsicht, unfrei sind. Ein Klassenkonzept in die neoklassische Theorie einzuführen bedeutet daher, die Freiheitsannahme zu verändern, indem man unterschiedlichen Sorten ökonomischer Akteure unter-

schiedliche Freiheitsgrade zuschreibt (vgl. De Vroey 1990a).

Aus meinen Überlegungen zu den Akteuren können zwei Schlußfolgerungen gezogen werden. Erstens müssen wir uns eine Marktökonomie denken als zusammengesetzt aus autonomen, eigene Entscheidungen treffenden Einheiten. Diese Einheiten mögen wiederum große Organisationen sein, die intern nicht marktförmig, sondern zentralisiert arbeiten. Entscheidend ist jedoch nicht die Größe, sondern die Autonomie und das voneinander Abgetrenntsein der Einheiten beim Treffen von Entscheidungen. Wenn man eine autonome, Entscheidungen fällende Einheit als ein »Individuum« bezeichnen will, dann verhält es sich ganz deutlich so, daß die marktwirtschaftliche Gesellschaft der Typ von Gesellschaft ist, für dessen Analyse der methodologische Individualismus als angemessen bezeichnet werden kann. Eine zweite Schlußfolgerung lautet, daß ein Vergleich der klassischen und neoklassischen Paradigmen zu einem gegensätzlichen Ergebnis führt. Einerseits gibt es sicher eine Kontinuität, die genau in diesem individualistischen Standpunkt besteht - denn die klassische Erörterung sozialer Klassen läuft ihm nicht zuwider. Andererseits ist klar, daß die Vorstellung von Klassen dem klassischen Paradigma näher steht, allerdings nicht wegen der Annahme einer spezifischen Eigentumsstruktur, sondern wegen der Art der Darstellung der Produktion. Die neoklassische Sicht der Produktion, der gemäß alle Entscheidungen gleichrangig und ko-determiniert sind, verschließt tatsächlich den Blick für ein Abhängigkeitsverhältnis. Daraus sollte jedoch nicht gefolgert werden, daß Lohnabhängigkeit keinen Eingang in die neoklassische Theorie finden kann. Die Versuche, sie einzuführen, sind zwar rar, aber sie sind sicher vorstellbar. Mit anderen Worten, daß die walrasianische Theorie auf einer bestimmten Entwicklungsstufe mit der Möglichkeit von Statusasymmetrien im Hinblick auf Klassenlagen nicht zurecht kommt, heißt nicht, daß eine entsprechende Integration nicht auf künftigen Entwicklungsstufen dieser Theorie erreicht werden könnte. Daher sollten wir die oft eingenommene Haltung aufgeben, daß die neoklassische Theorie nicht in der Lage sei, Marxsche Intuitionen aufzunehmen.

4. Koordination

Mit meinem nächsten Schritt möchte ich den Vorgang analysieren, über den bestimmte Märkte koordiniert werden. Wiederum kommt die klassische Sicht dem gesunden Menschenverstand am nächsten. Erinnern wir uns, daß einem Strang dieser Theorie zufolge das Gleichgewicht dann eintritt, wenn die Marktpreise mit den natürlichen identisch sind. Da jedoch letztere nicht beobachtbar sind, ist diese Behauptung nicht zu verifizieren. Ein Indikator für Gleichgewicht muß daher anderswo gesucht werden, nämlich bei den Profitraten. Der alternative Argumentationsstrang mündet in der Behauptung, Gleichgewicht bestehe in einer Situation, in der alle Branchen die Gleichgewichtsprofitrate erhalten (eine mildere Version dieser Definition ist, daß alle Branchen dieselbe Profitrate haben). Immer wenn der

Profit in einer bestimmten Branche höher als der Durchschnitt ist, verlagern die Kapitalisten ihre Investitionen und leiten sie in die profitträchtigste Branche um. Dies wiederum erhöht die Produktion und das Angebot und bringt damit die angebliche Ursache des Profitunterschieds, überschüssige Nachfrage oder Angebot, zum Verschwinden. Konkurrenz und Mobilität des Kapitals sind daher die treibenden Kräfte, durch die das Gleichgewicht normalerweise hergestellt wird (es wird auch behauptet, daß dies ein bewegliches und nie erreichtes Ziel sei). Das Verhältnis des Marktes zu den Gleichgewichtspreisen wird so als andauernde Gravitation um ein Zentrum gefaßt, analog der Abfolge von zu hoch und zu niedrig angesetzten Würfeln auf ein Ziel.

Für diese Sichtweise spricht ihr dynamisches Konzept der Konkurrenz, die Tatsache, daß sie den kapitalistischen Einheiten eine aktive Rolle verleiht - kurz, daß sie stark nach Realismus schmeckt. Es gibt allerdings schwerwiegende Nachteile. Ein erster Nachteil hängt zusammen mit der möglichen Verwechslung zweier Unterscheidungen, der einen zwischen Marktpreisen und natürlichen Preisen und der anderen zwischen kurzfristigen und langfristigen Preisen. Was die erste Unterscheidung anbelangt, gibt es angeblich eine logische Reihenfolge: Natürliche Preise werden zuerst bestimmt, während Marktpreise als Abweichung von ihnen entstehen. Dagegen werden in der zweiten Unterscheidung langfristige Größen aus kurzfristigen abgeleitet. Erstere entstehen nur als statistischer Durchschnitt. Die meisten Autoren machen nun den Fehler, beide Unterscheidungen durcheinanderzubringen, und behaupten, daß natürliche Preise und langfristige Preise ein und dasselbe seien. Während diese Ansicht zwar dem Gleichgewichtskonzept einen empirischen Gehalt geben soll, ist sie dennoch nicht akzeptabel. Was als bloß statistischer Durchschnitt gesehen werden sollte, wird nun als Gravitationszentrum interpretiert und erhält unzulässigerweise den Status einer Gleichgewichtsgröße. Will man diesen Fehler vermeiden, sieht man sich wiederum einem Informationsproblem gegenüber. Um Kapital verschieben zu können, müssen die Firmen die Gleichgewichtsprofitrate kennen. Wie soll das möglich sein? Es ist daher eine schwierige Aufgabe, eine starke Version von Gravitation zu verteidigen, in der die Gravitationszentren logisch vorgängig existieren. Läßt man wiederum diese starke Version fallen, bedeutete Gravitation im klassischen Rahmen nicht mehr als die Existenz statistischer Auf- und Abwärtsbewegungen. Der zweite Nachteil besteht in dem, was man als die Annahme vom »Fehlen dramatischer negativer Überraschungen« bezeichnen könnte. Als ich oben die klassische Auffassung der Produktion beschrieb, habe ich Unsicherheit und die Gefahr von Verlusten erwähnt. Tatsächlich werden diese Gefahren und deren Folgen, Bankrotte, kumulative oder spiralförmige Deflation oder Depression, theoretisch nicht ernstgenommen. Es wird vielmehr angenommen, daß Irrtümer berichtigt werden, bevor sie zu irreversiblen Konsequenzen führen. Daher ist diese Ansicht ein wenig zu bequem. Einerseits wird gesehen, daß in der Marktwirtschaft Dysfunktionalitäten auftreten können, aber andererseits werden diese nicht ernsthaft erörtert. Man unterstellt als gegeben, was erklärt werden sollte, nämlich daß in einer reinen

Marktwirtschaft (d.h. ohne staatliche Eingriffe) kumulative Depressionen nicht auftreten können.

Die *neoklassische* Darstellung der Koordination (womit hier die walrasianische Theorierichtung gemeint ist, da in der Theorie von Marshall das Problem einfach übersehen wird) ist himmelweit von der klassischen Vorstellung entfernt. Während letztere recht gut wegkommt, wenn es um Realitätsnähe geht, mangelt es ihr an rigoroser Argumentation. Nun, in der walrasianischen Theorie finden wir genau das Gegenteil - ein haltbarer und eleganter Nachweis der logischen Möglichkeit des Gleichgewichts, gepaart mit tiefliegender empirischer Belanglosigkeit.

Diese empirische Belanglosigkeit folgt aus dem institutionellen Arrangement, das die walrasianische Theorie unterstellt, aus dem Tatonnement (im folgenden TAT). TAT kann definiert werden als die Menge der institutionellen und Verhaltensannahmen, die sichern, daß sich die Gleichgewichtspreise einstellen, oder, mit anderen Worten, daß Tausch zu »falschen Preisen« ausgeschlossen ist. Mehrere Bemerkungen sind hier angebracht. Erstens sollte der Begriff des TAT, trotz der semantischen Analogie, nicht mit dem der Gravitation verwechselt werden. Letzterer ist, wie wir gesehen haben, vollkommen konsistent mit Tauschakten zu »falschen Preisen«. Zweitens wird dem Begriff des walrasianischen Gleichgewichts ein axiomatischer Charakter verliehen, wenn wir die eben angeführte Definition übernehmen und die walrasianische Ökonomie als auf TAT gegründet betrachten. Drittens kann TAT mehrere Formen annehmen, die bekannteste davon ist die »Auktionator«-Version. Man kann das Bild einer »Geheimsitzung« benutzen, um die Institution des TAT zu verdeutlichen: Alle Akteure müssen sich in einem bestimmten verschlossenen Raum versammeln; während das TAT stattfindet, wird nicht beachtet, daß Zeit vergeht; es muß zu einer kollektiven und einstimmigen Entscheidung kommen. Bilaterale Beziehungen, durch die sich Akteure paarweise von den andern absondern, sind verboten. Alle Verträge kommen gleichzeitig zustande und hängen voneinander ab. Am Ende der Sitzung ist alles erledigt. Was noch zu tun bleibt, ist die umfassende Entscheidung, die erreicht wurde, auszuführen. Die Rolle des Auktionators, eines außenstehenden und unbezahlten Akteurs, ist von größter Bedeutung. Er ruft die Preise aus, füllt so die oben bemerkte Kommunikationslücke zwischen den Akteuren, und ändert die Preise, bis das Gleichgewicht erreicht ist.

TAT wäre eine schöne und außergewöhnliche theoretische Lösung, wenn es nicht einen grundsätzlichen Mangel gäbe. Er betrifft die Angemessenheit an das unterstellte Erkenntnisobjekt, an die Marktökonomie. TAT ist in der Tat eine sehr paradoxe Institution. Einerseits bleiben die Akteure völlig frei. Andererseits ist die gesellschaftliche Disziplin, die verlangt wird, unvorstellbar streng. So ist die Schönheit des TAT auch dessen tiefsitzender Nachteil. TAT löst zwar ohne Zweifel die Frage der Marktanpassung, aber nur dank eines Tricks. Denn TAT anzunehmen, läuft darauf hinaus, den Gegenstand der Analyse zu verändern: Was ein dezentrales System sein sollte, wird unter der Hand in sein Gegenteil verkehrt, eine zentralisierte Ökonomie (vgl. DeVroey 1990b).

Diese stillschweigende Auswechslung des Erkenntnisobjekts wird meistens deshalb übersehen, weil man eine sehr rudimentäre Sicht von dem hat, was eine Marktökonomie ausmacht, wodurch sie sich etwa von einer Kommandoökonomie unterscheidet. Normalerweise geben sich die walrasianischen Ökonomen damit zufrieden, diesen Gegensatz anhand eines einzigen Kriteriums festzumachen, der Existenz oder Nichtexistenz von privatem Eigentum. Demgegenüber wäre allerdings ein zweites Kriterium nötig. Es hängt mit der Natur des Koordinationsvorgangs zusammen und führt zur Unterscheidung eines Plansystems von einem nicht geplanten System. Die hinreichende Bedingung des ersteren ist die Existenz einer a priori Koordination von Entscheidungen, mögen sie privat oder öffentlich sein, während die zweite Kategorie für Systeme gilt, in denen die Koordination a posteriori mittels Validation stattfindet. Wenn wir diese Unterscheidung anwenden, finden wir, daß eine wirklich dezentrale Ökonomie zwei Merkmale vereinigt, Privateigentum und Koordination a posteriori. Der Fehler in der Annahme des TAT wird dann offensichtlich. Als institutionelles Arrangement sichert TAT eine vollständige a-priori-Koordination der Entscheidungen. Aber genau deshalb ist es eine unangemessene Darstellung einer Marktökonomie. Was beschrieben wird, ist eine besondere Form der Planwirtschaft. Das wird nicht bemerkt, weil Planung normaler-, aber fälschlicherweise einzig mit der Nichtexistenz von Privateigentum assoziiert wird. Demgegenüber gibt es in einer TAT-Ökonomie zwar Privateigentum, aber es bleibt für den Koordinierungsvorgang ohne Folgen. So ist der Gegenstand der Analyse der allgemeinen Gleichgewichtstheorie (GET) nicht wirklich eine dezentrale Ökonomie. An anderer Stelle habe ich diese Eigentümlichkeit als das »walrasianische Basislagerparadox« (DeVroey 1990b) beschrieben.

5. Schlußfolgerung

Ich ziehe den Schluß, daß weder das klassische noch das neoklassische Paradigma in der Lage sind, eine uns befriedigende Darstellung von Anpassung und Gleichgewichtsbildung auf Märkten zu liefern. Beide machen auf unterschiedliche Weise den Fehler, als gegeben anzunehmen, was erklärt werden muß. Die Preisbildungs- und Anpassungsprozesse bleiben so weitgehend in einer Black Box. Der klassischen Sichtweise mangelt es entweder an einer sicheren Grundlage oder sie flüchtet in eine Art Naturalismus - es wird behauptet, was geschehen sei, habe geschehen müssen, was steige, müsse auch fallen usw. Der Mangel der walrasianischen Theorie besteht darin, daß sie von einem falschen Basislager ausgeht, so daß der Gegenstand ihrer Reflexionen gar keine dezentrale Ökonomie ist. Während ich nun meinerseits nicht behaupten will, daß sie völlig nutzlos ist, halte ich umgekehrt die von einigen walrasianischen Ökonomen, besonders von Neu-Klassikern, aufgestellte Behauptung für völlig unannehmbar, dieser Theorie gelinge es, die Funktionsweise von Marktökonomien zu erklären. Eine solche Behauptung

beruht auf der Annahme, daß das TAT als stilisierte Abbildung der Marktkräfte akzeptiert werden könne und daher der Gravitationsvorstellung gleichrangig sei. Diese Aussage hat einfach keine Grundlagen.

Beide Sichtweisen haben daher komplementäre Vorzüge und Nachteile. Die klassische Sicht ist vage, scheint aber der Wirklichkeit nahe zu sein, die walrasianische ist rigoros, aber bestimmt weit von der Wirklichkeit entfernt! Was dem Gravitationsansatz seinen Reiz verleiht ist der allgemeine Eindruck, der heute stärker denn je ist, daß Marktökonomien die Effizienz auf ihrer Seite haben, besonders wenn sie mit zentralisierten Systemen verglichen werden. Die »Schlacht um den Markt« ist, wie es scheint, auf den Straßen gewonnen worden, mit einem Sieg der Idee des Marktes und einer Niederlage der Idee zentraler Planung. Die Schlacht ist allerdings ohne theoretische Fundierung geschlagen worden. Es findet sich bloß ein Argument vom Typ: »Die Probe auf den Pudding ist das Essen«. Es hat einen Haken, denn was macht uns sicher, daß wir wirklich Pudding gegessen haben? Mit anderen Worten, was in diesen theoretischen Diskussionen als Marktökonomie bezeichnet und einem zentralisierten System entgegengesetzt wird, könnte etwas ganz anderes sein als ein reines Marktsystem, wie es etwa von Hayeks Schülern verteidigt wird. Statt Pudding hätten wir eine andere Sorte Naschzeug gegessen, nämlich, um es kurz zu machen, eine »gemischte oder regulierte Ökonomie«. Dann wäre es einfach falsch, deren Erfolg jenem reinen Marktsystem zuzuschreiben.

Übersetzung: Klaus Fritz

Literatur

DeVroey, M. (1990a): *Involuntary Unemployment, The Missing Foundation*, Mimeo.

DeVroey, M. (1990b): The Base-camp Paradox. A Reflection on the Notion of Tatonnement in General Equilibrium Theory, in: *Economy and Philosophy*, Herbst 1990.

Hahn, F. (1984): *Equilibrium and Macroeconomics*, London.

Marshall, A. (1930): *Principles of Economics*, London.